

„Man kann Gott nur danken, eine Münchnerin zu sein.“

Charlotte Knobloch zu Gast bei *Mittags im Schloss*

Akademiedirektor Dr. Achim Budde sprach am 30. September mit Dr. Charlotte Knobloch, der Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

Achim Budde: Liebe Frau Dr. Knobloch, vom jüdischen Leben in Deutschland ist zurzeit erfreulich viel die Rede. Aber die wenigsten haben eine konkrete Vorstellung davon. In vielen Taschenkalendern sind ja nicht einmal die jüdischen Feiertage aufgeführt. Gestern war Simchat Tora, ein Diaspora-Feiertag im Anschluss an das einwöchige Laubhüttenfest. In Ihrer Autobiographie beschreiben Sie, wie es Ihnen als Kind damit ging: „Der Glanz und das Flackern der Kerzen, die sich in den silbernen Kronen der Tora rollen spiegeln, bezaubern mich.“ Wie haben Sie gestern den Feiertag begangen? Liturgisch-öffentlich, aber auch privat?

Charlotte Knobloch: Es waren ja gleich mehrere Feste. Das beginnt mit dem Neujahrsfest Rosch Ha-Schana, nach einer Woche folgt dann Jom Kippur. Das ist natürlich seit dem Anschlag in Halle ein Fest, an dem wir sehr angespannt sind. Aber auch abgesehen davon ist das ein stiller, nachdenklicher Tag: Wie wird sich das neue Jahr, das da gerade begonnen hat, für den Einzelnen darstellen? Es geht dabei auch um das Unmittelbare: Überlebt man das nächste Jahr oder überlebt man es nicht? Und natürlich sind die Themen Sühne und Umkehr sehr wichtig. Jom Kippur ist ein anstrengender Tag, dessen Spannung dann durch Sukkot gelöst wird: Das ist ein Fest, an dem man sich an die jüdischen Menschen erinnert, die 40 Jahre durch die Wüste wanderten und sich Unterkünfte selbst gebaut haben – ohne festes Dach, der Luft und dem Wetter ausgesetzt. So eine Laubhütte steht auch im Freibereich unseres Gemeindezentrums. Manche Leute bauen sich selber eine auf ihrem Balkon, die streng religiösen Mitglieder unserer Gemeinde nehmen darin dann auch ihre Mahlzeiten ein und erinnern sich an den Auszug aus Ägypten.

Gestern dann Simchat Thora. Das ist fast ein Kinderfest. Da bekommen die Kinder am Vorabend Süßigkeiten, und

weil sie das wissen, sind sie sehr zahlreich da. Da ist dann die Gemeinschaft noch einmal wirklich sehr intensiv beisammen, und man freut sich und hofft, dass das ein gutes Jahr wird. Gestern Abend war der Abschluss dieses Feiertagszyklus. Der jüdische Feiertag beginnt ja immer am Abend vorher und endet dann auch am Abend.

Für diejenigen, die diese ganzen Feiertage ausrichten, spricht: unsere Rabbiner, war das ganze sehr anstrengend, zumal mitten in diesen von mir jetzt angesprochenen Feiertagen auch noch der Schabbat lag. Das sind dann schon Herausforderungen, die unsere Geistlichkeit da bewältigen muss! Wir sind ihnen sehr dankbar, dass das alles auch diesmal wieder hervorragend geklappt hat, und dass es keine Störungen von außen gab. Es ist übrigens jedes Jahr

ganz wunderbar, dass am Nachmittag von Jom Kippur vor dem letzten Gebet immer eine Delegation eines Motorradclubs kommt, die dann für die letzten zwei Stunden außen die Synagoge absichert. Und das finde ich so was von hervorragend! Und ich habe sie dann kurz begrüßt und gesagt, dass es uns wirklich gut tut, zu sehen, dass Menschen, die eigentlich sonst gar nichts mit uns zu tun haben, sich an diesem Tag bereit erklären, uns zu schützen.

Achim Budde: Wir feiern ja gerade *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*. Der Clou dieses Titels ist ja, dass das jüdische Leben hier viel älter ist als Deutschland, also eine sehr selbstbewusste Haltung. Es gab eine Fülle von Veranstaltungen. Welche war Ihnen bisher die liebste?

Charlotte Knobloch: Ich erinnere mich tatsächlich gerne an unsere eigene Auftaktveranstaltung, zu der vor allem sehr viele junge Menschen gekommen sind.

Da gab es Vorträge, Musik und Geschichten. Und die jungen Leute haben sich das alles zu Eigen gemacht. Auch die Eröffnung der Outdoor-Ausstellung zur Geschichte jüdischen Lebens in München, die noch bis November zu sehen sein wird, war ein großer Erfolg.

Achim Budde: Auf eines dieser Jahrhunderte schauen Sie fast vollständig zurück; die ältesten Erinnerungen, von denen Sie erzählen können, sind über 80 Jahre her ... Was war vor



Dr. Charlotte Knobloch ist seit 1985 Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern. Von 2006 bis 2010 war sie Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland.

hundert Jahren anders am jüdischen Alltag? Und wenn Sie einmal ein Jahrhundert nach vorne träumen: Wo soll die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zur 1800-Jahr-Feier stehen?

Charlotte Knobloch: Wenn ich 100 Jahre zurückgehe, nähere ich mich der Zeit meiner Großeltern und meiner Urgroßeltern. Unsere Familie kommt aus Mittelfranken, aus Neustadt an der Aisch. Ein Teil von ihnen waren Getreidehändler, die anderen waren Viehhändler: Das waren Berufe, in denen das Judentum damals sehr stark vertreten war. Mir wurde auch erzählt, dass man mit den Nachbarn hier in der Region immer ein Herz und eine Seele war. Und religiöser war man damals, verglichen mit der heutigen Zeit. Heute sind es vor allem die drei großen Feiertage, zu denen jüdische Menschen in die Synagoge kommen, ich nenne sie deshalb die "Drei-Tages-Juden". Aber es freut mich jedes Mal, wenn ich dann auch wieder Bekannte treffe, die ich sonst das Jahr über nicht im religiösen Kontext gesehen habe: An diesen drei Tagen, an Pessach, an Rosch Haschana und an Jom Kippur, sind sie da.

Wenn Sie mich fragen, wie das jüdische Leben in 100 Jahren aussieht ... Da sage ich nur, was uns zusammenhält, ist immer dasselbe: Meine Urgroßeltern haben unsere Feste genauso begangen, oder doch zumindest in sehr ähnlicher Weise, wie wir sie heute begehen. Es ist die Tradition, die das Judentum auszeichnet, und sie ist für uns sehr, sehr wichtig. Diese Tradition wird von Generation zu Generation weitergegeben. Ich erlebe es selbst, ich bin schon Urgroßmutter, und ich sehe, wie meine Nachkommen ihre Kinder erziehen. Alle führen heute ein viel moderneres Leben im Vergleich zu früher, aber sie hängen trotzdem an der Religion, auch wenn es vielleicht nur für drei Tage ist. Sie achten sehr darauf, dass ihre Kinder auch eine religiöse Erziehung bekommen, dass das Judentum Bestandteil ihres Lebens ist.

Wir wissen nicht, was es in hundert Jahren für Themen und Entwicklungen gibt, die Menschen belasten oder erfreuen. Aber die Tradition wird das Judentum genauso erhalten wie sie es bis jetzt erhalten hat. Und deswegen bin ich sehr zuversichtlich. Mein Wunsch wäre, dass sich die Menschen in hundert Jahren gegenseitig respektieren: den anderen und die andere Religion! Das ist das, was wir aufbauen müssen. Das können wir nur gemeinsam erreichen.

Achim Budde: Wie notwendig das ist, zeigt der Blick zurück auf 1700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland, die ja in gewisser Hinsicht auch 1700 Jahre des Antijudaismus waren. Aktuell hat der Antisemitismus sogar eine Phase des Wiedererstarkens. Ihre Biographie trägt den Titel „In Deutschland angekommen“. Wenn Sie heute in Ihre Gemeinde hineinhorchen – bei Ihnen laufen ja Erfahrungen von ganz vielen jüdischen Familien zusammen: Wie ändert sich die Stimmung im Augenblick? Verschiebt sich das Lebensgefühl? Gibt es welche, die sich wieder sagen: Ich sitze lieber auf gepackten Koffern?

Charlotte Knobloch: Die Art und Weise, wie wir Juden in Deutschland leben, hat sich vor einigen Jahren verändert. Die Rechtslastigkeit hat zugenommen und dadurch

haben sich gesellschaftliche Strömungen und Gruppierungen gebildet, die für uns sehr bedrohlich sind. Was mich besonders aufregt, ist die Tatsache, dass jüdische Menschen heute in Deutschland Angst haben müssen! Und diese Angst führt natürlich zu verschiedenen Gedankenspielen: Bleibt man da, wo man lebt? Oder geht man woanders hin? Welche Hoffnung haben wir? Diese Fragen höre ich oft von jungen Familien: Welche Hoffnung haben wir, in Zukunft unsere Kinder frei und ohne Probleme erziehen zu können?

Der Antisemitismus in Deutschland hat entschieden zugenommen und ist dabei auch von einer bestimmten Partei sehr gepflegt worden. Er hat sich in einer Art und Weise entwickelt,

gegen die wir nur sehr wenig aufbieten können. Ich spreche heutzutage nicht mehr von Antisemitismus, sondern von einem richtigen Judenhass, so wie er in den 20er Jahren hier entwickelt und gefördert wurde. Und wie das damals am Ende ausging, wissen wir ja.

Achim Budde: Sie schreiben: „Wir haben alle die Pflicht, das destruktive Tun der Antisemiten mit allen Mitteln des Rechtsstaates zu unterbinden“. Sehen Sie Mittel, die noch nicht ausgeschöpft sind? Welche rechtsstaatlichen Mittel hätten wir noch in der Hinterhand?

Charlotte Knobloch: Es ist wichtig, dass die Justiz und die Polizei alle Möglichkeiten haben, um zu verhindern, dass die Machenschaften dieser rechten Szene ausarten, und um sie gegebenenfalls auch juristisch zu belangen. Ich hoffe sehr, dass der Gesetzgeber der Justiz die Möglichkeit gibt, diese Exzesse, die wir da erleben müssen, zu unterbinden: dass zum Beispiel einer von den bekannten Gefährdern sich mit einem großen Plakat vor unsere Synagoge hinstellt und Hass gegen das Judentum verbreitet. Im konkreten Fall kam zwar die Polizei, aber am Ende hat es unfreiwillig so ausgeschaut, als ob sie ihn beschützt: Wenn Sie nämlich heute als Einzelperson irgendeine Parole verkünden, werden Sie nicht bestraft; erst wenn es mehrere Leute sind, müssen Sie eine Veranstaltung anmelden. Aber dieser Mann hat große Unruhe ausgelöst, besonders bei den älteren Menschen. Am nächsten Tag hat er mit diesem Plakat, auf dem ein verletztes Kind zu sehen war, direkt vor dem Schulhaus gestanden. Die Schulkinder wussten überhaupt nicht, was los ist. Das sind Vorfälle, die so gar nicht an die Öffentlichkeit kommen. Es muss doch rechtliche Möglichkeit geben, solche Hetzattacken zu verhindern und das Hetzen und den Judenhass einzudämmen.

Achim Budde: Dass wir alle da klar Kante zeigen müssen, versteht sich wohl von selbst. Aber wie erreicht man die Menschen mit latent oder offen antisemitischer Haltung in ihren Köpfen? Wo finden sich Zugänge zur Information, für Bildung oder auch für ein persönliches Kennenlernen von Jüdinnen und Juden?

Charlotte Knobloch: Für mich ist in dieser Frage die Bildung, die Erziehung entscheidend. Schon im Kindergarten muss eine dem Alter entsprechende politische Bildung beginnen und sich dann im schulischen Bereich und in den weiteren Erziehungsbereichen fortsetzen. Nun geht die Ära

Die jüdischen Traditionen sind für uns sehr wichtig und werden von Generation zu Generation weitergegeben. Ich erlebe es selbst, ich bin ja schon Urgroßmutter und ich sehe, wie meine Nachkommen ihre Kinder erziehen.



Unterhielten sich rund eine Stunde: Charlotte Knobloch und Achim Budde. Wegen der geltenden Abstandsregeln musste die Veranstaltung aus der Reihe *Mittags im Schloss* in den großen Vortragssaal der Akademie verlegt werden. Rechts: Der CSU-Landtagsabgeordnete und ehemalige Justizminister Prof. Dr. Winfried Bausback (li.) war einer der rund 60 Gäste. Hier ist er beim Gedankenaustausch mit Harald Strötgen, dem früheren Direktor der Stadtparkasse München.

der Zeitzeugen zu Ende. Ich spreche deshalb sehr viel mit jungen Menschen, in Schulen, in Bildungseinrichtungen. Und da sehe ich, dass hier schon sehr viel Positives geleistet wurde seitens der Erzieher, der Lehrer. Heutzutage haben Schülerinnen und Schüler einen Einblick in das Judentum, in das jüdische Leben. Wir übergeben jetzt den Stab der Erinnerung und des Gedenkens an die jungen Leute, und dafür brauchen sie Grundlagen. Ich glaube, wenn wir bei der Erziehung ansetzen, dann haben wir eine Chance, dass der Judenhass mit der Zeit wieder nachlassen wird.

Achim Budde: Und wie hält man auf Bildungsveranstaltungen die Balance, auf der einen Seite niemandem für destruktive Sprüche ein Podium zu bieten, aber auf der anderen Seite doch auch über die Grenzen der Kommunikationsblasen hinweg miteinander sprachfähig zu bleiben? Haben Sie da eine Leitlinie?

Charlotte Knobloch: Der Antisemitismus greift um sich und wird von manchen ganz geschickt orchestriert und verstärkt. Wir müssen darauf achten und müssen den Mut haben, jemandem auch ins Wort zu fallen. Ihn nicht angreifen, aber ihm sagen, welche Fehler er macht, wenn er eine solche Meinung vertritt.

Achim Budde: Deutsche jüdischen Glaubens sind integraler Teil unserer Gesellschaft und unseres Staates. Aber selbst in gebildeten Kreisen kommt es immer wieder zu befremdlichen Fehleinschätzungen. Mir ist das zum ersten Mal bewusst geworden, als Ignaz Bubis im Jahr 1996 nach einer Rede von Ezer Weizman das Kompliment gemacht wurde, „sein“ Staatspräsident habe eine sehr gute Rede gehalten. Ignaz Bubis hat das extrem cool gekontert mit der Bemerkung „Roman Herzog hält immer gute Reden“, aber es tun sich ja Abgründe auf, wenn selbst in politisch informierten Kreisen dieser Denkfehler begangen wird, Deutsche jüdischen Glaubens gehörten irgendwie eher nach Israel als zu uns. Ist das denn seit damals besser geworden?

Meine Tochter hat sich bei einem Urlaub in Israel verliebt und ist dorthin gezogen. Aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen, meine Enkel. Israel ist auch aus diesem Grund für mich eine spirituelle Heimat.

Charlotte Knobloch: Also „besser“ würde ich nicht sagen. Ich habe ja gerade von der Jugend gesprochen. Aber wir müssen natürlich auch die Menschen im mittleren Alter erreichen. Ich hoffe, dass sich irgendwann einmal die Erkenntnis verfestigt, dass der jüdische Mensch in erster Linie gar nicht Jude ist, sondern Mensch, so wie er ist, mit dem, was er kann oder auch nicht kann. Im Vordergrund stehen sollte der Mensch, der auch einen Namen hat.

Achim Budde: Das Judentum ist ja zunächst einmal eine Religion, zu der man auch aus gläubiger Überzeugung konvertieren kann. Aber es versteht sich auch als Volk; die Zugehörigkeit überträgt sich durch Geburt von einer jüdischen Mutter. Wie bestimmen Sie persönlich das Verhältnis von Religion und Volk im Judentum?

Charlotte Knobloch: Israel ist ein Staat mit einem Staatsvolk. Wir hier leben in der Diaspora und sind eine Religion, die zu den jeweiligen Heimatländern gehört, in denen wir leben. Da sehe ich den Unterschied: Ein Land hat ein Volk; und die Diaspora hat die Religion.

Achim Budde: Jetzt sind wir beim Thema Israel. Israel ist natürlich für Menschen jüdischen Glaubens weltweit nicht einfach ein fremdes Land wie andere, sondern es ist Heimstatt, es ist Lebensversicherung, meinte Josef Schuster neulich. Familiäre Bindungen existieren auch in Ihrer Familie, das heißt: Sie sind öfters dort. Wie fühlen sie sich dort? Ist das ein sehr liebevolles Ausland oder auch Heimat?

Charlotte Knobloch: Ich habe vielleicht einen anderen Zugang als Menschen, die dort keine Verwandten

haben. Ich habe meiner Tochter, als sie nach dem zweiten medizinischen Staatsexamen urlaubsreif war, gesagt: Du musst jetzt in Urlaub gehen. Das hat sie dann auch gemacht. Ich habe ihr vorgeschlagen in Israel auszuspannen, es war Frühjahr, dort war schönes Wetter. Das hat zur Folge gehabt, dass sie aus dem dreiwöchigen Urlaub mit einem künftigen Ehemann zurückgekommen ist. Sie hat sich verliebt und deswegen ist sie nach Israel gezogen und es sind



Vertreter der Kirchen: Wolfgang Hagl OSB, Abt der Benediktinerabtei Metten, der Vikar der Griechisch-Orthodoxen Metropole Erzpriester Peter Klitsch und der Erzpriester des Ökumenischen Patriarchats Apostolos Malamoussis (v.l.n.r.).

drei Kinder hervorgegangen aus der Ehe, meine Enkel. Inzwischen habe ich sogar zwei Urenkel. Natürlich: Wenn ich dort ankomme, dann bin ich dort zuhause. Und wie bei allen jüdischen Menschen, die nicht in Israel leben, ist es doch so etwas wie eine spirituelle Heimat. Aber ich meine – und so erziehen wir auch unsere Kinder –, dass wir das Land, in dem wir leben, in dem es uns gut geht, in dem wir akzeptiert sind, als unsere eigentliche Heimat anzusehen haben. Das ist noch einmal etwas ganz anderes.

Achim Budde: Denken Sie sich trotzdem manchmal: „Wäre ich doch hergezogen! Hier lässt es sich leben ohne den ständigen Kampf, der in Deutschland leider immer noch nötig ist?“ Haben Sie sich einmal bei solchen Gedankenspielen ertappt?

Charlotte Knobloch: Als ich 1945 aus der Zeit meines Asyls bei einer Bauernfamilie in Mittelfranken zurückgekommen bin, wollte ich überhaupt nicht wieder nach München, weil ich wusste, ich begegne all den Leuten, die uns angefeindet, angespuckt und beleidigt haben. Was dann auch der Fall war! Die waren ja nicht weg. Ich wollte

damals nicht in Deutschland bleiben und habe alles unternommen, um zu meinem Onkel nach Amerika zu kommen, weg von diesem Land.

Private Gründe haben meinen Mann und mich damals daran gehindert. Und es hat lange Zeit gebraucht, bis ich meine Meinung geändert habe. Und heute bin ich froh, dass ich die Kraft und den Mut hatte, hier zu bleiben. Denn es ist gut so. Wenn man sich die Welt so anschaut, kann man Gott nur danken, dass man in Deutschland lebt, und dass man eine Münchnerin ist.

Achim Budde: Sie betonen in Ihrer Autobiographie zu Recht, dass Israel die einzige Demokratie im Nahen Osten ist, dass es hier Meinungsvielfalt und Pressefreiheit gibt, und Parteien mit sehr unterschiedlicher Programmatik. Kritik an der Regierung gehört in Israel zum Alltag! Wer z. B. in Israel der Avoda oder Merez nahesteht, hat sich über Netanjahu oft geärgert. Und Menschenrechtsorganisationen wie B'Zelem prangern mit scharfen Worten Menschenrechtsverletzungen im Rahmen der Besatzung an. Von Deutschland aus ist da natürlich äußerste Vorsicht geboten: einmal aufgrund unserer Geschichte, aber auch, weil es Extremisten gibt, die die Legitimität des Staates Israel insgesamt infrage stellen. Wo liegt die Grenze legitimer Kritik an der Israelischen Regierungspolitik? Was darf man von hier aus kritisieren? Und ab welchem Punkt muss ich aufpassen, dass ich dabei nicht übelsten Ressentiments unfreiwillig Vorschub leiste?

Charlotte Knobloch: Eine sachliche Kritik ist natürlich gerechtfertigt! Die Israelis sind ja die größten Kritiker ihrer eigenen Regierung, ganz egal welcher Regierung. Es wird kritisiert, manchmal treffend, manchmal nicht so treffend. Menschen wie ich sorgen sich darum, dass die Menschen in der Region zusammenkommen können. Sie wollen es ja, sie wollen es auf israelischer Seite wie auch auf arabischer Seite. Aber die Politik geht halt manchmal in ganz andere Richtungen. Und da hat es keinen Sinn, wenn man Kritik an denen übt, die den Frieden wollen. Ich habe den Eindruck, die neue Regierung sucht konkrete Wege, um Frieden herzustellen. Ich hoffe, dass sie auch von außen unterstützt wird, diesen Weg weiter zu gehen.



Männer der Wissenschaft: Prof. Dr. Nikolaus Korber, Vizepräsident der Universität Regensburg und Mitglied der Akademieleitung, zusammen mit Prof. Dr. Christoph Klein, Ärztlicher Direktor des Dr. von Hauner-schen Kinderspitals der LMU München.



Waren guter Dinge: Dr. Hildegard Kronawitter, Mitglied der Akademieleitung und Erste Vorsitzende der Weiße Rose Stiftung, der frühere Vizepräsident des Bayerischen Landtags Franz Maget (SPD) und Dr. Michael Stephan, der ehemalige Münchner Stadtarchivdirektor (v.l.n.r.).

Es gab Zeiten – der Staat Israel existierte da noch nicht einmal – da lebten die arabischen und die jüdischen Bewohner recht harmonisch zusammen. Die Leute haben im nahen Ausland studiert, in den dortigen Universitäten, weil es eigene Hochschulen noch nicht gab. Dieses Miteinander ist dann vollkommen zerbrochen und hat sich in Hass gewandelt. Und ich hoffe, dass diese jetzige Regierung die Möglichkeit findet, das so wiederherzustellen, wie es einmal war: dass man miteinander dieses Land bewohnt und für eine gute Zukunft sorgt.

Achim Budde: Ich kann mir vorstellen, dass es für Sie als Repräsentantin des Judentums in Deutschland ein Dilemma ist: Zuhause diskutieren Sie ja sicher auch darüber, was Ihnen an der aktuellen Politik in Israel gefällt und was nicht. Aber haben Sie sich auch öffentlich irgendwann einmal von der Politik Israels distanziert? Oder ist es dann doch letztlich immer wichtiger, mit einer Stimme zu sprechen?

Charlotte Knobloch: Ich persönlich habe damit kein Problem. Ich meine, jeder darf meine Meinung kennen, ob sie ihm angenehm ist oder nicht. Da nehme ich nicht zu viel Rücksicht. Aber das Land Israel braucht immer noch Unterstützung. Vor allem, weil es keine freien Grenzen hat. Unsere Kinder hier können nach Österreich fahren, die können in die Schweiz, nach Italien, die können überall hinfahren mit den Eltern. In Israel können die Kinder das nicht, die können von einer Seite des Landes zur anderen fahren, das ist in ein paar Stunden erledigt.

Man muss schon auch sehen, wie die Menschen dort aufwachsen. Und ich hoffe sehr, dass wir in einigen Jahren einmal sagen können, dass sie dort auch ein freies Leben leben können und sich alles zum Guten wendet. Aber wie gesagt: sachliche Kritik ist immer wichtig. Ich persönlich halte auch sachliche Kritik sehr, sehr gerne aus, weil daraus nur etwas Gutes entstehen kann.

Achim Budde: Dann komme ich jetzt zu einem Thema der deutschen Politik, nämlich Migration. Sie schreiben

Ich bin ein religiös denkender Mensch und sage daher: Es war Gottes Werk, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland durch Zuwanderung wieder eine Zukunft haben.

in Ihrem Buch: „Kein Mensch verlässt seine Heimat, bloß weil ihn der Hafer sticht und er ein Abenteuer erleben möchte.“ Das ist ein starker Satz. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland haben in Sachen Integration Unfassbares geleistet, und zwar auch in einer prozentualen Größenordnung, von der wir als Gesamtgesellschaft weit entfernt sind. Haben Sie da vielleicht ein paar Tipps für ganz Deutschland? Woran hängt es am Ende, ob Integration gelingt? Wie kann es gelingen, einen so hohen Anteil an Einwanderern zu integrieren? Was haben Sie da richtig gemacht?

Charlotte Knobloch: Zunächst einmal grenzt es ja an ein Wunder, dass wir überhaupt die Chance hatten, unsere Gemeinden durch Zuwanderung zu retten! Denn sonst gäbe es heute nur noch sehr wenige jüdische Gemeinden. Die Großgemeinden würden vielleicht noch bestehen. Aber die kleinen Gemeinden, die wieder entstanden sind, die das fortgesetzt haben, was vor der nationalsozialistischen Zeit existiert hat, würde es alle nicht mehr geben, wenn Helmut Kohl und Heinz Galinski nicht miteinander verabredet hätten, die Grenzen für jüdische Zuwanderer aus der Ex-UdSSR zu öffnen. Diese kleineren Gemeinden in Augsburg, Straubing, Regensburg

oder Bamberg – um nur ein paar zu nennen – würden heute alle nicht mehr bestehen. Ich bin ja ein religiös denkender Mensch und sage daher: Es war wirklich Gottes Werk, dass diese jüdischen Gemeinden wieder eine Zukunft haben, weil sie Mitglieder bekommen haben, weil ganze Generationen gekommen sind. Es ist ja die Urgroßmutter gekommen bis hin zum Baby. Das muss man sich mal vorstellen!

Es war damals sehr, sehr schwierig für alle. Ohne die Hilfe der öffentlichen Hand hätten wir das nie geschafft. Und es reicht ja nicht, dass man die Menschen herholt, sondern man muss ihnen auch die Möglichkeit bieten, dass sie hier sesshaft werden, und dass sie die neue Heimat, die sie sich versprochen haben, dann auch finden!

Offenheit, Pragmatismus und Bereitschaft zum Zuhören, das war wichtig, damit beide Seiten zusammenfinden



Barbara Mundel, die Intendantin der Münchner Kammerspiele, im Gespräch mit Polizeidirektor Peter Breitner, dem Leiter der Polizeiinspektion in München Schwabing.



Julia Obermeier ist Leiterin des Auslandsbüros der Hanns-Seidel-Stiftung in Jerusalem. Sie unterhielt sich mit Ernest Lang, der lange Jahre in führender Position beim Bayerischen Rundfunk als Journalist arbeitete.



Und auch die bayerische Justiz war vertreten: Dr. Hans-Joachim Heßler, Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshof (li.), und der Präsident des Bayerischen Landessozialgerichts Günther Kolbe. Rechts: Zum Abschluss des Gesprächs gab es von den Gästen Standing Ovationen für Charlotte Knobloch – danach noch Gelegenheit zum Austausch.

konnten. Das kann man so natürlich nicht eins zu eins auf die Gesellschaft im Großen übertragen, aber es ist auf jeden Fall ein Anfang.

Achim Budde: Liebe Frau Knobloch, das Material Ihrer Biographie würde locker auch für mehrere Biographien reichen. Es gibt ja die Theorie, dass zu solcher Schaffenskraft nur Menschen fähig sind, die mit vier Stunden Schlaf auskommen. Können Sie diese Theorie bestätigen?

Charlotte Knobloch: Also ich bin kein Beleg für diese Theorie. Überhaupt nicht. Ich brauche meine sieben Stunden. Wenn es länger ist, bin ich auch zufrieden.

Achim Budde: Sie schreiben, wie viel bei Ihnen zuhause „im Hause Neuland“ früher musiziert wurde, und dass für Sie bis heute ein Tag ohne Musik undenkbar ist. Musizieren Sie?

Charlotte Knobloch: Nein, und das hat seine Gründe, wenn ich dazu etwas ausholen darf. Mein Vater kam aus Bayreuth. Seine Eltern waren sehr religiöse Leute, so sehr sogar, dass sie nicht den allgemeinen Kalender benutzt haben, sondern den jüdischen Kalender. Aber sonst waren sie sehr integriert in das Bayreuther Leben und waren auch sehr angetan von Richard Wagner und seiner Familie. Angefacht durch diese Musikliebe haben ihre beiden Söhne,

also auch mein Vater, nicht nur ein, sondern gleich zwei Instrumente gelernt. Das wollte ich dann auch. Meine Eltern und ich lebten dann in München und ich wollte unbedingt Klavier lernen. Aber das ging nicht, weil die Gestapo der Klavierlehrerin verboten hatte, ein jüdisches Kind zu unterrichten – und klargemacht hatte, dass sie, wenn sie es im Geheimen tut, dasselbe erleben würde wie die Juden. Und damit war das Thema beendet. Aber ich hole mir die Musik heute woanders. München ist eine Stadt, in der sich jeder, der Musik liebt, richtig austoben kann.

Achim Budde: Ich habe voller Bewunderung gelesen, wie glücklich Sie es macht, dass es Ihnen gelungen ist, Ihren Glauben an Ihre Kinder und inzwischen auch an die Enkel zu vermitteln. Ich habe gerade Kinder im Alter von acht und zehn und möchte Sie fragen: Wie ist Ihnen das gelungen? In meiner Kirche ist das durchaus nicht mehr selbstverständlich, dass dieser Transfer der religiösen Sozialisation in die nächste Generation gelingt, nicht einmal mehr bei Leuten, die sich wirklich zum Kern der Kirche zählen. Wie haben Sie das geschafft?

Charlotte Knobloch: Man muss Kinder begeistern, und man muss Kinder auch streng heranführen. Mein seliger Mann hat immer sehr darauf geachtet, dass seine Kinder jeden Schabbat in die Synagoge gehen, von klein auf. Und dann waren sie das gewöhnt. Man muss sie vertraut machen mit der Religion und ihnen manchmal auch die Religion versüßen. Ich sehe, wie unser Rabbiner beim Gottesdienst, wenn die Kinder zu ihm kommen, oft ein Bonbon für sie hat. Die Kinder sind begeistert und kommen das nächste Mal wieder. Man muss Kindern eine gewisse Freude am Religiösen vermitteln. Auch Feste sind wichtig, und in jeder Religion gibt es Möglichkeiten, Kinder in irgendeiner Form zu beschenken. Am Schabbat in die Synagoge oder am Sonntag in die Kirche: Das muss ein „must“ sein, und zwar von klein auf. Wenn Kinder erst einmal 14 sind, kann man sie nicht mehr so leicht begeistern. Aber wenn sie es gewöhnt sind, dann gehen sie auch hin.

Achim Budde: Und hier schließt sich der Themenkreis unseres Gesprächs: Die Feste und die Süßigkeiten sind zentral für die Zukunft unserer Religionen ... Vielen Dank für dieses Gespräch! ■



Dr. Andreas Renz, im Erzbischöflichen Ordinariat Leiter des Fachbereichs Dialog der Religionen (re.), mit Msgr. Wolfgang Huber, dem Präsidenten des katholischen Missionswerks Missio München.